

(Nachdruck verboten.)

## 9) Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von J da Anders.

Der Untersuchungsrichter setzte sich mit einem Knick im Bett auf und starrte seine kleine Frau erstaunt an.

„Ja, das ist ganz richtig. So was wird erzählt, oder steht da geschrieben . . . Aber wie kommst Du darauf? Du glaubst doch im Leben nicht, daß ich jemals einen Unschuldigen etwas zu Leide gethan habe?“

„Nein, Oswald, das glaube ich wirklich nicht. Den Gedanken wage ich nicht einmal zu denken. Das wäre — ach, so grausam, so häßlich — ich könnte Dich zum Beispiel nie mehr mehr küssen, wenn ich das glaubte. Aber doch — das muß nun einmal schrecklich sein: in der Weise das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen in Händen zu haben.“

Der Assessor legte sich im Bett zurück und zog die Decke herauf.

„Natürlich kennt man seine Verantwortung,“ sagte er in ziemlich kurzem, fast höhnischem Ton.

„Was nun den, den Du heute festnimmst, betrifft,“ fuhr sie hartnäckig fort. „Bist Du da Deiner Sache ganz sicher?“

„Vollkommen!“

Der Ton des Untersuchungsrichters war äußerst bestimmt.

„Na, Gott sei Dank!“

Frau Krog beugte sich über ihren Mann und gab ihm den Gute Nachtkuß. „Dann ist ja alles gut. Dann habe ich ja nur um Verzeihung zu bitten für all den Unsinn, mit dem ich Kleiner Dummkopf gekommen bin.“

„Gute Nacht, mein süßestes Weib.“

„Gute Nacht, mein teurer Freund.“

Und die Lampe wurde ausgelöscht.

### VIII.

Genau um dieselbe Zeit lag der Bankbeamte Winther und warf sich hin und her auf dem eisernen Bettgestell mit der steinharten Matratze.

Die Lampe unter der Decke brannte mit einem schwachen Schein, und sie wurde vor Tagesanbruch nicht ausgelöscht, hatte ihm der Schließer anvertraut, als er seinen letzten Besuch in der Zelle gemacht und zu dem Gefangenen höflich gute Nacht gesagt hatte.

Winther hatte nicht erst zu fragen gebraucht, warum man mit der Beleuchtung so splendid umging. Die verschiedenen Bestimmungen des Arrestreglements sprachen im ganzen genommen mit merkwürdiger Deutlichkeit für sich selbst. Zeile für Zeile hatte er sie verfolgt, sich bei jedem neuen Moment gefragt: Wozu nun diese Bestimmung? — und war gleich darauf im Stande, sich selbst eine befriedigende Auskunft zu geben. Der Bankbeamte Winther war Weltmann und gewöhnt, sich nach seiner jeweiligen Umgebung zu richten. Sodann besaß er die Ruhe und Selbstzufriedenheit des guten Kopfes und des guten Gewissens. Und er gewöhnte sich schnell an die neuen wenig gemüthlichen Verhältnisse — ein unangenehmer Uebergang, den man eben mitnehmen mußte — nachdem sich seine erste Verwunderung gelegt hatte. —

Diese war freilich nicht gering gewesen.

Inhaftiert war er, darüber ließ sich nicht disputieren. Assessor Krog wollte sich seine Person für ein oder zwei Tage sichern. Aber deshalb war er ja noch kein Verbrecher! Man würde ihn natürlich mit einer gewissen Rücksicht behandeln. Daß er — obgleich nur „beschuldigt“ und verhaftet — demselben Anstaltsreglement unterworfen war wie der erste beste überführte Einbrecher, daß fiel ihm keinen Augenblick ein.

Erst als er in der Wachtstube des Arrestgebäudes stand, begannen diese seine naiven Illusionen zu schwinden.

Zwei, drei höfliche Beamte nahmen sich seiner an, ruhig aber äußerst bestimmt.

„Ihren Gut und Ihren Stock behalten wir hier,“ sagte derjenige von ihnen, der den höchsten Rang einnahm. „Wachtmeister“ war sein Titel, wie Winther später erfuhr.

Der Bankbeamte suchte einen zwanglosen munteren Ton

anzuschlagen, er lieferte Gut und Stock ab, indem er bemerkte: „Mit Vergnügen! Augenblicklich will ich ja nicht spazieren gehen.“

Der Wachtmeister blickte ihn ernsthaft an und zog die Brauen ein wenig zusammen.

„Sie nehmen die Sache leicht, junger Herr. Wir wollen hoffen, daß die gute Laune anhält.“

Sodann setzte er die, übrigens sehr gelinde, Visitation fort.

„Sie müssen Ihr Taschenmesser abliefern und was Sie sonst an Schneide-Instrumenten bei sich haben. Haben Sie eine Uhr? Gut, geben Sie mir die auch — Papier, Portefeuille, Bleistift, Geld — all das verwahren wir hier. Sie dürfen bis zu zwei Mark bei sich behalten. Bekommen Sie die Erlaubnis, sich Extra-Verpflegung zu beschaffen, so können Sie sich vom Schließer noch zwei Mark holen lassen, wenn die ersten verbraucht sind. Na, nun haben Sie wohl nichts mehr abzuliefern?“

Winther sah zu, während seine verschiedenen Sachen numeriert, registriert und bei Seite gelegt wurden.

„Ja, nun sind Sie fertig hier,“ sagte der ernsthaftige Wachtmeister mit einem leichten, nicht unfreundlichen Nicken.

Dem Beamten, der den Gefangenen weiter begleiten sollte, reichte er einen Schein mit verschiedenen Buchstaben und Zahlen.

„Die Zelle ist oben in Ordnung. Der Arrestant hat Nummer 29. Hier ist ein Kommißbrot.“

„Die Zelle?“ fragte Winther verblüfft. „Soll ich in die Zelle?“

„Natürlich,“ antwortete der Wachtmeister kurz. „Haben Sie einen Salon erwartet?“

„Das gerade nicht. Aber ich meinte — ich bin doch kein Arrestant!“

„Thut nichts! Gehen Sie jetzt, Schwänenmoos!“

Der Schließer, der diesen poetisch klingenden Namen trug, gab dem Gefangenen einen Wink. Und Winther folgte, indem er verwundert auf das Viertel Kommißbrot starrte, daß ihm der Wachtmeister zum Abschied in die Hand gesteckt hatte.

Erst ging er eine Treppe hinauf, dann wieder eine Treppe hinab. Hin und wieder öffnete der Schließer eine Zwischenthür mit einem Schlüssel seines großen klirrenden Bundes. Winther überkam ein immer stärkeres Gefühl, daß er recht gut vor der Außenwelt versteckt wurde.

Endlich standen sie in einem breiten gewölbten Kellergange. Die Luft hier unten war feucht und rauh. In den gelb getünchten Wänden saß zwei, drei Ellen von einander entfernt, Eisenthür bei Eisenthür, ein gut Stück über dem Fußboden angebracht und besonders schmal — wie eine Art Ofenthür kamen sie Winther vor. Ueber jeder von ihnen stand „Detention Nr. . . .“ und dann eine römische Zahl.

„Ich soll doch wohl nicht,“ begann der Verhaftete, während ein kaltes Angstgefühl ihm den Rücken durchschauerte.

„Ich — Gott bewahre. Nein!“ Schwänenmoos setzte ein beruhigendes Lächeln auf. „Die Detentionen brauchen wir meist für Bagabunden und Trunkenbolde. Nein, Sie sollen nur ins Sturzbad, ehe Sie in die Zelle kommen. Wir müssen ja auf die hübschen neuen Betttücher Rücksicht nehmen — wissen Sie.“

Winther atmete auf und folgte seinem Führer den Gang weiter hinauf.

Schwänenmoos dämpfte die Stimme und sagte: „Darf ich fragen — aber verzeihen Sie, daß ich so frei bin, aber man sieht ja wohl, daß der Herr zu den besseren Ständen gehört — haben Sie etwas zu essen bekommen? Ich hörte, daß der Herr lange im Verhör gewesen sind.“

„Ich bin schrecklich hungrig,“ sagte Winther, „und durstig.“

„Dann wäre es vielleicht nicht so uneben, wenn ich dem Herrn ein bißchen Butterbrot bei dem Marktender bestelle, während Sie im Bad sind. Eigentlich ist unsre Essenszeit ja vorüber, aber ich denke, es läßt sich machen.“

„Dafür danke ich Ihnen sehr — so sechs bis acht Stück. Dann sparen wir das Kommißbrot hier — für bessere Zeiten. Und dann — um Gottes willen — eine Bayrische!“

„Ja, so fein sind wir hier nun nicht. Aber Schiffsbier können Sie bekommen.“

„Meinetwegen. Aber wenn es geht ein paar Flaschen.“

Ein anderer Schließer kam dazu, ein sauerköpfiges aus-

sehender, schwer wackelnder Graubart, der den Gefangenen mit mürrischem Blick von oben bis unten maß.

Schwanenmoos wies ihm seinen Instruktions-Zettel vor. „Nummer Neunundzwanzig soll ins Sturzbad,“ sagte er. „Kann mir's denken,“ brummte der Alte verdrießlich. „Mittkommen, Neunundzwanzig,“ sagte er zu Winther und stieß ihn beinahe in den kleinen engen Baderaum, während der zuvorkommende Schwanenmoos sich zurückzog.

Der Graubart reichte Winter ein grobes Handtuch und gab sodann seine Befehle in einem mürrischen und unlustigen Tone.

„Nun kleiden wir uns dalli aus,“ sagte er. — Offenbar mochte er nicht gern „Sie“ sagen, wagte aber andererseits nicht, zu diesem feingekleideten Herrn „Du“ zu sagen. „Wir legen unsere Sachen auf den Stuhl da — ich nehme sie mit mir hinaus — haben wir Häuse?“

„Ich nicht.“  
„Na, nicht! Dann rubbeln wir uns im Uebrigen den Dreck von oben bis unten ordentlich ab. Und wenn wir fertig sind, klopfen wir da an die Thür!“

„Bitte!“  
Der putzige Patron bemächtigte sich Winthers Kleider, ging hinaus und schloß die eiserne Thür sorgfältig hinter sich zu, eine Sicherheitsmaßregel, die Winter etwas überflüssig vorkam. Er konnte doch kaum weit kommen — splitternaß von Kopf zu Fuß, wie er in diesem Augenblick war.

Um — vielleicht sollten seine Kleider erst jetzt ernstlich visitiert werden, fiel ihm ein, während er im Sturzbad stand und die kalten starken Strahlen über sich herabsprudeln ließ. Wie das seine heiße Stirn kühlte und erfrischte, wie das die überreizten Nerven besänftigte!

Der Bademeister überantwortete Winther wieder Schwanenmoos' Obhut.

Und erst jetzt ging man in das eigentliche Arrestgebäude hinauf.

„Ich habe Ihnen Essen besorgt — da oben.“  
„Das war nett von Ihnen. Sie sind ein recht braver und hilfsbereiter Mann!“

„So etwas giebt es hier nicht. Man thut hier nur seine Pflicht. Aber natürlich ist es unvernünftig, einen ordentlichen Menschen gleich wie einen Räuber zu behandeln.“

Winther fand, daß dies klug und human gedacht und gesagt wäre und konnte nur wünschen, daß Schwanenmoos' hoher Vorgesetzter da oben beim Kriminalgericht einen Kursus in guter Lebensart bei diesem bescheidenen armen Schließer durchmachen möchte.

„Na, so sah das Arrestgebäude aus, von innen gesehen! Von außen hatte es Winther selten einmal gesehen, wenn ihn sein Weg dann und wann durch die altmodische düstere Lavendelgasse geführt hatte. Er hatte an den schweren chokoladenbraunen Mauern zu den vergitterten Fenstern im eisernen Rahmen emporgestarrt, und er hatte die Inschrift in fetten, abstehenden Buchstaben gelesen:

„Zur allgemeinen Sicherheit.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Oeffentliche Sicherheit.

Modernes amerikanisches Drama in drei Akten.  
Von Philipp Verges.

I.

(Junggejellenwohnung des Herrn Meyer in New York. Belebter Bierziger von jovialem Aussehen. Kann keiner fliege etwas zu leide thun. Frühmorgens, Herr Meyer sitzt im Schlafrock und Pantoffeln am Kaffeetisch und frühstückt in aller Herzensruhe. Leider wird das Idyll gestört.)

Die Haushälterin (stürzt mit allen Zeichen des Schreckens herein): „Herr Meyer! Herr Meyer! Es sind zwei Männer draußen, die sagen, sie sind Kriminalisten und woll'n Ihnen holen. Ach Gott! Ach Gott! Was haben Sie bloß angestellt?“

Herr Meyer: „Bei Ihnen scheint's zu rappeln, alles Haus! Lassen Sie die Leute mal eintreten.“

(Zwei Policemen in Civil, ein großer und ein kleiner, treten mit finsternen Mienen ein und besetzen die Thür.)

Herr Meyer: „Guten Morgen, meine Herren!“

Die Policemen (antworten nicht).

Herr Meyer: „Darf ich fragen, womit ich dienen kann und wer Sie sind?“

Der große Policeman: „Quasseln Sie nicht, Sie haben nur auf das zu antworten, was Sie gefragt werden!“

Der kleine Policeman: „Ehe Sie sich müffen, haben Sie Handschellen an die Vorderfüße, verstehen Sie mich?“

Herr Meyer (sperrt Mund und Nase auf und ist stumm vor Ueberraschung).

Der große P.: „Zur Sache! Sind Sie nun Moritz Meyer oder Nikolaus Meyer — he?“

Der kleine P.: „Wenn Sie Klausen machen, sitzen Sie im grünen Kasten, ehe Sie Piep sagen können. Wir kennen Sie Karnallfel!“

Herr Meyer (entrüstet): „Vor allen Dingen bitte ich mir einen andren Ton aus. Sie sind hier in meiner Wohnung!“

Der große P.: „Schnabel gehalten, Schnabel gehalten, wenn Sie die Sache nicht verschlimmern wollen! Also: Moritz oder Nikolaus?“

Der kleine P.: „Wenn Sie die Zähne fleischen, werden Sie mit einer Geschwindigkeit von 0,5 eingelockt. Also sind geantwortet und nicht gelogen: Nikolaus oder Moritz?“

Herr Meyer (resigniert, um der Sache ein Ende zu machen): „Also schön. Ich bin Moritz Meyer, was weiter?“

Der große P.: „Aha! Also M. Meyer, nicht M! Dann haben wir Sie, dann sind Sie alle!“

Der kleine P.: „Denn sind Sie schonst so gut wie in'n Kasten. Folgen Sie uns auf der Stelle zum Polizei-Amt!“

Herr Meyer: „Was? Sind Sie verrückt? Mich wollen Sie verhaften? Warum denn?“

Der große P.: „Das geht Sie nichts an. Marsch! Kommen Sie!“

Der kleine P.: „Wenn Sie nicht a tempo loskrappeln, werden Sie gepackt, daß Ihnen die Rippen knaden.“

Herr Meyer: „Es muß ein Irrtum oder eine Verwechslung vorliegen. Ich werde mich ankleiden und mit Ihnen zum Polizei-Amt gehen, dort wird sich alles aufklären.“

Der große P.: „Ankleiden? Sie sind woll nicht von hier? Für so was haben wir keine Zeit!“

Der kleine P.: „Wenn Sie nicht stante pede antreten, werden wir Se Mores lehren, daß Ihnen de Füße ausgeht. Marsch! Los!“

Herr Meyer: „Nein, das ist zu toll. Bin ich denn ein Verbrecher? Ich protestiere! Wie kann ich denn im Schlafrock und Pantoffeln über die Straße gehen? Ich weigere mich aufs entschiedenste.“

Der große P.: „Hier ist nichts zu machen, pack' an, Kollege!“

Der kleine P.: „Mit Dir werr'n wir noch fertig, Männchen, Ru los!“

(Herr Meyer wird angepackt und unter seinem eignen und dem Geschrei der Haushälterin zum Hause hinaus und auf's Polizei-Amt geschleppt.)

### II.

(Polizei-Amt. Die beiden Policemen schleppen Herrn Meyer herein und bringen ihn als Morgenopfer dem Herrn Polizei-Superintendenten dar.)

Der große P.: „Verhaftung des p. p. Meyer ausgeführt. Hier ist das Individuum!“

Der kleine P.: „Die Karnallfel hat Widerstand gegen die Staatsgewalt ausgeübt, gehorfsamst zu melden.“

Herr Meyer (geladen, wie eine Kanone): „Ja, zum Kreuz-millionen-Donnerwetter, hat die Komödie jetzt ein Ende? Ich will wissen, weshalb ich wie ein Mörder hierher geschleppt werdel!“

Der Herr Superintendent (schreiend): „Halten Se's Maul! Sonst werden Sie abgeführt! Für renitente Häfflinge jibt's Mittel!“

Herr Meyer (ebenso brüllend): „Ich bin Staatsbürger, zahle meine Steuern, lebe in einem civilisirten Staate, verstehen Sie mich? Weshwegen bin ich hier?“

Der Herr Superintendent: „Muhel! Hier befehle ich, hier bin ich Herr! Wenn Se's Maul nicht halten, bis ich Sie frage, spazieren Sie ohne weiteres in die Zelle!“

Herr Meyer (außer sich): „Sie unerschämter Patron! Bin ich für Sie da oder Sie für mich? Wer bezahlt Sie? Ist es nicht der Bürger, bin ich es nicht? Und wo für bezahle ich Sie? He? Damit Sie und Ihre Truppe mir Sicherheit gewährleisten. Und was thun Sie dagegen? Sie zerren mich aus meinem Hause, verweigern mir Antwort, behandeln mich wie einen Verbrecher! Lebe ich in Neu-Guinea, sind wir in Ausland, es fehlt ja nur noch die Knüttel!“

Der Herr Superintendent (der erstaunt zugehört hat): „Leute, der Mensch ist jeistesgestört. Ehe wir weitersehn, paden Se'n in den frünen August und fahren Sie ihn mit ins Stadthaus zum Arzt, der soll seinen Jeisteszustand bejstatten. Aber lesen Sie dem jegefährlichen Menschen Fesseln an, damit kein Unklud geschieht. Marsch — ab!“

Herr Meyer: (bricht in verzweifelttes Lachen aus): „Na, denn man los! Bin schon selbst neugierig, wie weit die Gewalt in einem modernen Rechtsstaate zu gehen mag.“ (Wird mit Handschellen gefesselt und abgeführt.)

### Zwischenvorhang.

(Im „grünen August“. Der Wagen rollt durch die Stadt. Hinten sitzen zwei Policemen. Im Innern des Wagens, zellenweise getrennt, Dinen und Verbrecher, unter ihnen Herr Meyer.)

Ein jähwerer Junge (zu Herrn Meyer): „Na, Bürscheleu, was haste denn jemacht? Dir haben se ja Armbänder anjehozogen. Einen abgemurkt, wat?“

Eine Dirne: „Ich floß, das ist der, wo letzte Woche die alle Kommerzianten abgemurkt hat. Na, um einen Kopp kürzer werden sie ihm schon machen.“

Der Policeman (von außen): „Nehmt Euch vor dem Bruder da in acht, der ist nicht richtig im Oberstübchen!“

Der schwere Junge: „Du, Kamerad, spielst Du den wilden Mann? Na, mir kannst et schon sagen. Ja kenne den Rummel, hab' selbst schon fünfzehn Jahre gehabt und kriege nun mindestens fünfse dazu.“

Eine Dirne: „Niel bloß, wie se den Bruder rausgeholt haben. Mich mal angezogen is er. Der hat sicher eenen abgemurkt!“ (Der Wagen hält.)

**Zwischenvorhang.**

(Beim Arzt. Junger, feicher Herr, der alle Hände voll zu thun and gar keine Zeit hat. Zwanzig Dirnen und aufgegriffene Weibspersonen sind schon untersucht. Herr Meyer wird hereingeführt, immer noch in Schlafrock und Pantoffeln. Einer der Polizisten flüstert dem Arzt etwas zu.)

Der Arzt: „Arrestant, ziehen Sie sich aus, damit ich Sie untersuchen kann.“

Herr Meyer (sich mit übermenschlicher Kraft zur Ruhe zwingend): „Erst möchte ich mit Ihnen sprechen, Herr Doktor! Ihren Schuß anrufen. Ich bin irrtümlich verhaftet worden. Aber niemand will mich anhören!“

Der Arzt (barsch): „Das kennen wir. Uebrigens — mag sein. Mich geht das nichts an. Ich habe nur das Meinige zu thun und Sie auf Ihren Geisteszustand hin zu untersuchen. Zunächst körperlich. Ziehen Sie sich aus!“

Herr Meyer (abermals seine Ruhe verlierend): „Nein, ich will nicht. Hören Sie, ich will nicht. Da könnte ja jeder kommen. Sie könnten ja auch sagen, springen Sie zum Fenster hinaus. Wer sind Sie, daß Sie mir befehlen wollten, mich auszugiehen!“

Der Arzt (ebenfalls seine Ruhe verlierend): „Wollen Sie jetzt oder wollen Sie nicht? Wir fadeln hier nicht lange!“

Herr Meyer: „Hüten Sie sich, Gewalt anzuwenden. Meine Geduld ist zu Ende. Wer mich ansieht, hat meine Faust im Gesicht!“

Der Arzt: „Mensch, Sie scheinen wirklich verrückt zu sein.“

Herr Meyer: „Wenn mir dies alles in einem civilisirten Staat passieren kann, dann muß ich verrückt sein, daß ich nicht zu den Dotaluden auswandere.“

Der Arzt: „Was faselt der Mensch da? Er ist thatsächlich verwirrt. Man schaffe ihn ins Krankenhaus zur weiteren Beobachtung. Marsch!“

(Herr Meyer wird trotz heftigen Sträubens und Protestierens weggeschleppt.)

**III.**

(Nach 14 Tagen. Herr Meyer sitzt morgens, in weiße leinene Kleider gehüllt, in einer Stube des Stranthenhauses, Abteilung für Nervenkranke. Der Oberarzt tritt, einen Zettel schwingend, mit allen Zeichen der Freude ein.)

Oberarzt: „Endlich, Herr Meyer, ich gratuliere Ihnen, Sie sind frei!“

Herr Meyer: „Ach nee, wirklich?“

Oberarzt: „Ja, es ist unbegreiflich, daß man Sie so lange festhalten konnte. Ich habe ja gleich am ersten Tage festgestellt, daß Sie völlig gesund und im Besitz ihrer sämtlichen Sinne waren.“

Herr Meyer: „Ist nett von Ihnen gewesen. Aber nu sagen Sie um Himmelswillen, warum und für wen habe ich denn eigentlich gebüßt? Welchem Mörder oder Galgenstrich sehe ich so ähnlich, daß man mich sozusagen im tiefsten Negligé dingfest machte?“

Oberarzt: „Sie irren, Ihre Verhaftung war kein Irrtum.“

Herr Meyer: „Kann? Sollte ich im Schlafe ein Verbrechen begangen haben?“

Oberarzt: „Hören Sie zu! Sie haben ein Abonnement für die Philharmonischen Konzerte genommen und es noch nicht bezahlt.“

Herr Meyer: „Stimmt. Ich war etwas knapp.“

Oberarzt: „Nun haben Sie aber an der Kasse, ich nehme an irrtümlich (oder der Kassierer hat sich verhört), sich als R. Meyer bezeichnet, anstatt M., die Leute konnten insofgedessen Ihre Adresse nicht ausfindig machen und wandten sich an die Polizei —“

Herr Meyer: „Doch wohl nur, um meine Adresse ausfindig zu machen?“

Oberarzt: „Kann sein. Genug, die Staatsanwaltschaft nahm wohl an, Sie seien auf Schwindel ausgegangen.“

Herr Meyer (erstaunt): „Nahm an? Und deshalb werde ich wie'n Verbrecher aus dem Hause gezerrt, darf mich nicht mal anzusehen, man hält mich tagelang fest —“

Oberarzt: „Und würde Sie noch festhalten, wenn Ihr Anwalt nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte. Sie sind auch noch nicht aus dem Dreck. Denn da die Polizei ihre Vertragsannahme fallen lassen mußte, sind Sie jetzt wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt, begangen bei Ihrer Verhaftung, angeklagt.“

Herr Meyer: „Mein Zeug, mein Gut, mein Stod! Schnell! Das warte ich nicht ab. Ich verlasse Amerika, wo einem friedlichen Bürger so mißgespielt werden kann. Wer giebt's keine öffentliche

Sicherheit mehr. Die Polizei haust schlimmer als Dionysius. Ich wandre aus nach Deutschland! Das ist ein Muffertaat, da giebt's Recht und Gerechtigkeit, da kam so was nicht vorkommen!“

**Kleines feuilleton.**

**ek. Der Absinth.** Eine Statistik, die aus offiziellen Quellen schöpft, stellt fest, daß der Absinthverbrauch in Frankreich in sieben Jahren, von 1885 bis 1892, um 85 000 Hektoliter zugenommen hat, während für 1892 bis 1896 eine weitere Vermehrung um 85 000 Hektoliter festgestellt ist. Und das Gift wird immer mehr konsumiert. Man sieht dabei selten betrunkenen Männer oder Frauen auf den Straßen von Paris, und fast niemals in der Provinz, und doch untergräbt der zunehmende Absinthgebrauch die Gesundheit der Franzosen und ist einer Hauptfaktoren für die Abnahme der französischen Bevölkerung. Absinth wird zubereitet, indem die Blätter und Blüten verschiedener Arten Wermut, die Wurzel vom Angelikakrauch, Kalmus, kreischen Diptam, die Frucht von Sternanis und andre aromatische Kräuter zerstampft und in Alkohol eingeweicht werden. Das Gemisch zieht acht Tage, wird dann destilliert und giebt eine smaragdgrüne Flüssigkeit, der gewöhnlich Anisöl zugesetzt wird. Von diesem reinen Absinth wird aber jetzt nur sehr wenig in Frankreich verkauft, denn es kommen zahlreiche Verfälschungen dabei vor. Die grüne Farbe wird dann durch Gelbwurz und Indigo erzeugt, oft wird auch Kupfervitriol dazu gebraucht. Wieviel Absinth in Frankreich destilliert wird, läßt sich unmöglich schätzen, aber von der Schweiz werden jedes Jahr 130 000 bis 180 000 Hektoliter eingeführt. Absinth war zuerst ein Medicament und wurde den französischen Soldaten während des Krieges in Algier 1844—1847 als fiebervertreibendes Mittel im Wein von den Regimentsärzten verordnet. Bei ihrer Rückkehr brachten die Soldaten die Gewohnheit des Absinthtrinkens mit in die Heimat, und jetzt ist es ein schweres nationales Uebel. Absinth schmeckt nicht gut, ist aber wegen seiner Wirkungen so beliebt. Nur abgehärtete Absinthtrinker nehmen ihn rein, gewöhnlich wird Shrup oder ein Stück Zucker dazu gethan, dies auf einen durchlöcherten Löffel quer über das Glas gelegt und durch tropfenweises Hinzugießen von Wasser langsam zum Schmelzen gebracht. Bei dem an den Absinth nicht gewöhnten Trinker erzeugt er ein Gefühl seltsamer Begeisterung, die nicht der Trunkenheit des Weins ähnelt, sondern jede individuelle Fähigkeit zu klären scheint. Der Absinthtrinker fühlt sich nach dem Genuß seines gewöhnlichen Mages „über sich erhoben“. Natürlich muß er von Zeit zu Zeit seine tägliche Dosis vermehren, um dieses Gefühl zu erzeugen, und diese Vermehrung bringt die Thätigkeit der Verdauungsorgane in Unordnung und zerstört den Appetit. Der gewöhnliche Absinthtrinker, der in Frankreich täglich zwanzig Dosen zu sich nimmt, ist nur so viel, um das Leben zu erhalten, und hat einen großen Widerwillen gegen alle Nahrung mit Ausnahme sehr trockener und nicht fetter Nahrungsmittel. Nach dem Verlust des Appetits zeigt sich dann ein unstillbarer Durst mit Schwindel, Ohrensausen, Gesichtshörhalluzinationen und eine ständige geistige Depression und Aengstlichkeit, wenn der Absinthtrinker nicht unter dem Einfluß des Absinths steht. Der Verlust der Geisteskraft und Idiotie oder Tobsucht folgen bald. Andre mehr allmählich eintretende Symptome sind Zittern der Muskeln und eine große Abnahme der Körperkraft. Das Haar fällt aus, die Zähne lockern sich im Gammern, der Absinthtrinker magert ab, bekommt eine bleiche Farbe, ist ein Dyrer schrecklicher Träume und wird schließlich paralytisch. Die Formen des Absinthwahnsinns sind sehr mannigfaltig und werden am deutlichsten durch einige Fälle erläutert. Ein Absinthtrinker konnte z. B. kein blaues Seidenleid sehen, ohne es anzubrennen. Er wurde an einem Nationalfest verhaftet, weil er 37 Kleider mit seiner angezündeten Cigarre verbrannt hatte. Viele Absinthtrinker leiden an Halluzinationen, die aus Verfolgungswahn entstehen. Ein merkwürdiges Opfer dieser Art war ein gebildeter Mann, der Elektriker Valentin Boyer. Er war überzeugt, daß unsichtbare Feinde ihn mittels Electricität verfolgten. Monate lang verbergte er sich auf dem Lande in einer sechs Fuß tiefen Grube und bedeckte sich jeden Abend mit Erde. Eines Tages kam er nach Paris und wurde sofort wegen seiner sonderbaren Tracht verhaftet. Um die Electricität abzuhalten, trug er einen kupfernen Rod im Gewicht von 385 Pfd., darüber sieben große Stücke dicken Kartompapiers, viele alte Zeitungen, Holzstücke und darüber einen zweiten Kütz, aus Kartompapier, mit Lederstrippen befestigt. Er trug auch einen Helm mit einem Visier, das er übers Gesicht ziehen konnte; so glaubte er sich sicher vor seinen Feinden. —

**Litterarisches.**

**e. k. Die wilde Unnsch.** Ein heisterer Künstlerroman von Gustav Adolf Müller. Berlin = Charlottenburg. Verlag Continent. — Es ist so'ne Sache mit dem Romanschreiben. Die Einen können's, die andern Vielen können's nur halb. Dann sind sie Pfsucher oder gar nichts, dann heißen sie Dilettanten. Welcher dieser drei Kategorien der Verfasser des vorgenannten Romans beizuzählen ist, läßt sich nicht so bündig feststellen. Er hat nach Ausweis des „Kürschner“ schon mancherlei in Versen und Prosa geschrieben. Ein Artikel hierüber versag' ich mir, weil ich nichts davon habe. Mit diesem Roman verfeigt sich nun G. A. Müller in das

Künstlerische Gebiet. Ich muß sagen: es ist das nächstgelegene — and abgedroschene. Weinaß jeder junge Autor fängt damit an. Kommt also wieder Einer mit einem Künstlerroman, dann verlangt der Kritiker und der Leser schon ein neues Problem, eine ungewöhnliche Profilierung und Darstellungskraft. Sonst wird's Wasser-suppe. Ein paar winzige Zettünglein schwimmen nun ja auf Müllers Romanjuppe, mehr aber auch nicht. Er will darthun, daß zwei Menschenseelen für einander bestimmt sind und sich auch trotz aller Lebenswidrigkeiten finden müssen. Schön. Aber dazu braucht „er“ doch kein Künstler und „sie“ keine philosophierende „Annä“ (Anna) von Ostpreußen zu sein. Maler Reinhold, eine Berühmtheit am secessionistischen Kunsthimmel, flirtet einmal in Heringsdorf. Aber da er ein Gimpel, wird er gefangen und es' man sich's berzieht, hat der Standesbeamte den Ehepakt vollzogen. Sieben Jahre danach treffen wir Reinhold als Eheflüchtling in Italien wieder. Es war eben nichts mit der Frau gewesen, die als Tochter eines Regierungsrats natürlich den Beamtenzopf und das Vöotier-tum in die Ehe gebracht hatte. Bei G. A. Müller sieht man das Unheil schon voraus. In Italien wird dann schönheitsstrunken geschwärmt, dem dolce far niente fleißig gebuhlt, ein bißchen mit glutäugigen Römerinnen geflirtet, und der Autor ergreift hierbei die Gelegenheit, seine Erfahrungen in Italien recht angenehm feuilletonistisch zu schildern. In Rom begegnet Reinhold wieder der „wilden Annä“, die aber schon eine ruhigere gesetzte Wittve geworden ist. In der Heimat angestrebte Ehescheidung, mit der es jedoch nicht recht nach Wunsch Reinholds gehen will, hier auf italienischer Erde das Auffrischen eines neuen Liebes- und selbstredend auch Schaffensfrühlings — was will man mehr! Aber ist das nicht schon anhängige Male von Dichtungskritikern behandelt worden? Nirgends ein Neues, kein Ausnahmefall, kein Problem, keine hervorstechende Charakterisierung, keine dichterische Individualität. Menschen, Dinge, Verhältnisse im alltäglichen Durchschnitt, dürftiger Stoff, der durch langweilige Einschüßel und Banalitäten durch 298 Druckseiten geschleppt wird. Das Ganze heißt dann „Heiterer Künstlerroman“, obwohl von „Heiterkeit“ nichts zu spüren ist. Und „Künstlerroman“? Ein sogenannter „Feuilleton“ oder „Unterhaltung“-Roman ja — aber weiter nicht. —

**Aus dem Tierleben.**

ss. Die Witterungskunde der Zugvögel. Das Gebahren der Vögel, die ihren Aufenthaltsort über weite Länder hin mit den Jahreszeiten wechseln, hat die Aufmerksamkeit der Naturforscher seit langem auf sich gelenkt. Der wunderbare Ortssinn, den die Vögel bei der Verfolgung ihrer Zugstrafen und bei der Aufsuchung ihrer alten Nistplätze beweisen, genügt allein, die Beobachtung der Menschen auf diese Erscheinung zu richten. Noch fesselnder ist der Gegenstand durch den Nachweis geworden, daß die Zugvögel beim Ueberfliegen der Meere — hauptsächlich kommt ja das Mittelmeer in Betracht — alten Landbrücken folgen, die im Verlauf der jüngsten Erdgeschichte zusammengebrochen und vom Wasser überdeckt worden sind. So giebt es eine große Zahl von höchst interessanten Fragen, die mit dem Zug der Wandervögel in Verbindung stehen. Einer der hervorragendsten amerikanischen Physiker, Professor Trowbridge, hat sich in seinen Musehunden mit der Abhängigkeit der Zugvögel von den Witterungsverhältnissen beschäftigt und darüber eine beachtenswerte Studie im „American Naturalist“ veröffentlicht. Es ist von früheren Forschern die Behauptung aufgestellt worden, daß die Zugstrafe der Vögel in ihrer Richtung, die durchaus nicht immer der geraden Linie folgt, nicht nur von der Wobengestaltung, sondern im besondern von den Temperaturverhältnissen beeinflusst wird. Trowbridge macht darauf aufmerksam, daß dieser Zusammenhang eine erheblich geringere Bedeutung hat, als die Abhängigkeit der Zugvögel vom Wind, wobei freilich zu bemerken ist, daß das Auftreten und die Verteilung der Winde wiederum von den Temperaturverhältnissen bedingt wird. Der Gelehrte hat sich hauptsächlich die Flüge der Habichtsvögel auserkennen, um seine Beobachtungen über die Witterungskunde der Zugvögel im allgemeinen zu ermitteln. Man kann wohl in gewisser Beziehung von einer Witterungskunde der Vögel sprechen, denn sie müssen selbstverständlich bei einem so bedeutsamen Unternehmen, wie es der Flug über viele Hunderte von Meilen darstellwidrige Witterungsverhältnisse zu vermeiden und günstig zu benutzen wissen. Die von Trowbridge festgestellte Thatsache, daß die Windrichtung den Zug der Vögel in erster Linie bestimmt, ist für die Wissenschaft nahezu neu, obgleich er so naheliegend erscheint. Er hat erkannt, daß die Wanderungen der Habichtsvögel stets von dem Eintritt günstiger Winde abhängig sind, die eben als Hilfsmittel ausgenutzt werden. Ein widriger Wind verzögert nicht nur die Wanderung, sondern bringt sie fast völlig zum Stillstand. Die Auswanderung der Habichtsvögel dehnt sich auf eine Zeit von vierzehn Tagen bis zu einem Monat hin, und innerhalb dieser Frist werden die Tage mit günstigen Winden zur Absegelung ausgewählt. Auch die Art des Flugs richtet sich nach der Günst der Windrichtung. Weht der Wind fast in derselben Richtung, in der der Flug vor sich gehen soll, so fliegen und segeln die Habichte in großer Höhe und beschreiben gelegentlich auch Kreise in der Luft. Ist der Wind nicht ganz ungünstig, aber doch nur wenig förderlich für die Vögel, so müssen sie lavieren, was durch die fortgesetzte Beschreibung von Kreisen geschieht. Wichtig ist, daß die Habichte nur zur Tageszeit wandern und am häufigsten außerdem bei klarem Himmel. Herrscht

beim Eintritt der Zugzeit gerade günstiger Wind, so kann die Absegelung sehr rasch von statten gehen, während andernfalls eine Woche oder auch länger gewartet wird, bis ein Nachschub erfolgt. Sind die Vögel einmal aufgebrochen, so lassen sie sich durch Winde, die ihrem Fortkommen wenig günstig sind, meist nicht ganz aufhalten, sondern schlagen einen kleinen Umweg ein, um der herrschenden Luftströmung die beste Seite abzugewinnen. —

**Humoristisches.**

— Persischer Volks humor. Der Held zahlreicher, unter dem persischen Volke weit verbreiteter Anekdoten ist der Mollah Nasr-Eddin. Er soll der Ueberlieferung nach Ende des 14. Jahrhunderts in Kleinasien gelebt haben. Nach einem in Afschabad erscheinenden russischen Blatte teilt die „Königliche Zeitung“ folgende Schwänke mit: Nasr-Eddin hatte gehört, daß in einer Nachbarstadt ein Mann lebe, der als Lügner und Aufschneider sehr bekannt war. Er beschloß ihn zu besuchen. Ist Dein Vater zu Hause? fragte Nasr-Eddin ein kleines Mädchen, das er vor der Hausthüre des Ligners traf. Nein, war die Antwort, er ist ausgegangen. Man hat ihn kommen lassen, damit er die Wollen zusammenfide, die der gestrige Wind zerrißen hat. Der Mollah war höchlichst erbittert. Wenn die Tochter schon so gut lügen kann, wie muß es dann erst der Vater können, dachte er und kehrte wieder heim. — Die Tochter Nasr-Eddins kam einmal zu ihm und beklagte sich über ihren Mann. Er hat mich geschlagen, sagte sie. Er gab mir einen Streich auf die linke Wade. Ich hoffe, Du wirst es nicht leiden, daß jemand Deine Tochter beleidigt? Er hat meine Tochter beleidigt, erwiderte der Mollah nachdenklich. Nun gut, dann werde ich dafür seine Frau beleidigen! Und er gab ihr einen Streich auf die rechte Wade. — Ein Freund Nasr-Eddins bat ihn, vor Gericht zu seinen Gunsten zu zeugen. Nasr-Eddin sagte zu. Dieser Mann, sprach der Freund des Mollah vor dem Richter und wies auf seinen Gegner, hat mich um zehn Maß Weizen bestohlen. Hier ist mein Zeuge — der Mollah Nasr-Eddin. Ja, in der That, bestätigte dieser, er hat zehn Maß Gerste gestohlen. Nein Weizen! warf der Kläger ein. Wenn ich schon lügen muß, erwiderte der Mollah gelassen, dann ist es doch ganz einerlei, ob es Weizen oder Gerste war. — Eines Morgens wollte Nasr-Eddin ein Pferd besteigen, setzte aber statt des linken Fußes den rechten in den Steigbügel. He, Mollah, was tust Du? rief jemand. Du steigst ja verkehrt aufs Pferd. Ich steige ganz richtig auf, antwortete Nasr-Eddin ruhig. Ich hatte bloß nicht bemerkt, daß das Pferd, ach, dieses dumme Tier, heute verkehrt steht. —

**Notizen.**

— Das Schauspielhaus bringt noch in diesem Winter Hebbels Drama „Gyges und sein Ring“ zur Auf-führung. Das Stück ist bisher noch nicht im Schauspielhaus gegeben worden. —  
 — Björnsons „Paul Lange und Lora Parsberg“ geht am 8. Dezember im Berliner Theater in Scene. —  
 — „Solon in Lydien“, ein dreiatiges Schauspiel von Theodor Herzl, ist vom Schauspielhause zur Aufführung angenommen worden. —  
 — Galbes Komödie „Malurgistag“ fand bei der Auf-führung im Münchener Schauspielhause eine geteilte Aufnahme. —  
 — An der Großen Berliner Kunstausstellung 1903 wird sich auch die Vereinigung Berliner Architekten wieder mit einer Sonderausstellung beteiligen. —  
 — 18 neue Planeten sind in den letzten Wochen, der „Allgemeinen Zeitung“ zufolge, auf der Bergstermarte Königstuhl bei Heidelberg durch photographische Daueraufnahmen entdeckt worden, und zwar bis auf zwei von Professor Max Wolf selbst. Im ganzen sind im laufenden Jahre auf dem Königstuhl nahezu 40 Planeten neuentdeckt worden. —  
 — Die feinste Wage der Welt. In der Bank von England hat man vor kurzem eine Wage von außerordentlicher Genauigkeit aufgestellt. Wenn man auf die eine ihrer Schalen eine einfache Briefmarke legt, so betwegt sich der Wagebalken um etwas mehr als 15 Centimeter auf der Skala. Ja auch das Gewicht eines Tintenflecks auf einem Blatt Papier genügt, um die Schale zu senken, ein Haar, ein Sandorn bringen eine merkbare Senkung des Wagebalkens hervor. Und doch kann die Wage bis zu 200 Kilogramm in Gold oder Silber wiegen, ohne daß auch ein Fehler von nur 1/10 Milligramm unterliefe. Geht das Gewicht darüber hinaus, so wird dies durch ein automatisches Lätewerk angezeigt. Die Wage der Bank von England, die 2,20 Meter hoch ist und über zwei Tonnen wiegt, hat, wie berichtet wird, fast 16 000 M. gekostet. —  
 — Die Arbeiten am Simplon sind nach der „Königlichen Volkszeitung“ sehr schwierig geworden. Durch gewaltige Temperatursteigerungen sind die bisherigen täglichen Fortschrittsziffern von 7 und 8 Meter auf 5 und 6 Meter gesunken. 6 Kilometer sind noch zu durchbohren. Es dürfte wahrscheinlich zu einer Fristverlängerung kommen. —